

Je Halle vierteljährlich 2,50 M., bei
vierteljährlicher Zustellung 2,75 M., durch
die Post 3,25 M., anschl. Zustellungs-
gebühr. Bestellungen werden von allen
Reichspostämtern angenommen.
Am amtlichen Zeitungs-Bezugspreis
unter „Saale-Zeitung“ eingetragen
für anverlangt eingehende Exemplare
wird keine Besoldung übernommen.
Frachtkosten nur mit Quellsendung:
„Saale-Ztg.“ gefahrt.
Fernsprecher der Redaktion Nr. 1140;
Schaltzentrale Nr. 176; Nebensprechstube
(Rosa) 24 Nr. 220.

Saale-Beitung.

Einundvierzigster Jahrgang.

werden die Spaltenpreise aber dem
Raum mit 20 Pfd., solche mit Halle mit
20 Pfd. berechnet und in der Geschäfts-
stelle von unterm Annahmestellen
und allen Annoncen-Expeditoren an-
genommen. Reklamen die Seite 75 Pf.
Erdrückt höchstens pro Zeile:
Sonntags und Montags einmal,
sonst zweimal täglich.
Redaktion und Haupt-Verwaltung:
Halle, Gr. Brauhaushaus 17;
Nebensprechstube: Markt 24.

Nr. 352.

Halle a. d. Saale, Dienstag, den 30. Juli

1907.

Am 1. August

beginnt ein zweimonatliches Abonnement auf die

Saale-Zeitung,

deren vornehme, selbständige Stellungnahme in allen poli-
tischen Tagesfragen, deren zuverlässige, rasche und um-
fassende Berichterstattung auf allen Gebieten des öffent-
lichen Lebens und deren gediegener Inhalt seit Jahr-
zehnten anerkannt ist und die

Saale-Zeitung

zu der bedeutendsten, zweimal täglich erscheinenden
Zeitung Mitteldeutschlands gemacht hat.

Die Saale-Zeitung kostet für August und September
bei Postbezug: 2,17 M., durch die Expedition und Aus-
träger: 1,70 M. bei täglich einmaliger und 1,90 M. bei
zweimaliger Zustellung.

Probennummern kosten- und portofrei!

Nachzu treffende Abonnenten erhalten die schon
erschienenen Nummern des mit so großem Beifall begrüßten
Romans

Polar-Eis

von Walther Schmidhägler

sowie die Saale-Zeitung bis zum Ende dieses Monats.
kostenfrei geliefert.

Halle a. S., Juli 1907.

Gr. Brauhaushaus 17.

Verlag der Saale-Zeitung,

Deutsche und Dänen.

Auf einem Festmahle der schleswig-holsteinischen Landwirt-
schaftskammer in Habersleben hielt der Oberpräsident der
Provinz, Herr v. Bülow, der seit etwa einem Jahre als
Nachfolger Wilmonstis an deren Spitze steht, eine viel-
bemerkte und vielangesehene Rede. Sie war auf die Ver-
besserung der Beziehungen zwischen Deutschen und Dänen
berechnet, aber wohl in der Form etwas verkümmert. Denn
die Sprache von dem „Vordruck“, der den Dänen entbieten
wurde, war bei dieser Gelegenheit zum mindesten über-
flüssig. Aber aus der Rede des Herrn v. Bülow ging mit
schärfster Deutlichkeit hervor, daß die preussische Regierung
ernstlich gewillt ist, an die Stelle der früheren kaiserlichen
Mangelpolitik eine aufrichtige Verbündetenpolitik zu setzen.
Die erstere hat in Nordschleswig noch zahlreiche Anhänger,
jama in der Großlandwirtschaft, die hauptsächlich in der
Landwirtschaftskammer vertreten ist. Und so darf man sich
nicht allzusehr darüber verwundern, wenn alsbald aus

diesen Kreisen laute Proteste sich äußerten, die auch heute
noch in der leidlich einfachen Polemik weiter nachklingen.

Ein weit größeres Entgegenkommen in der Dänenfrage
als bisher wurde Anfang d. J. eingeleitet, als das Ab-
kommen mit der dänischen Regierung über die Dantonen be-
kannt wurde. Die deutsche bzw. preussische Regierung
übernahm es auf Grund dieses Vertrags, die Kinder solcher
Dantonen aufzunehmen, die im Aufnahmeverfahren in den preussischen
Untertanenverband traten. Sie ging aber weiter, indem
sie auch Dantonen Aufnahme gewährte, denen eine Beteiligung
an den deutschfeindlichen Kundgebungen der dänischen
Protestpartei nicht nachgewiesen war. Die Dantonenfrage
batte mit der Zeit immer größere Inanspruchnahmen ent-
stehen lassen, an denen einmal ein gewisses Streben,
dann aber auch eine mit Volkseigenschaft leicht gepaarte
Polizeiwillkür schuld trug; mit den massenhaften Aus-
weisungen verknüpfte sich sogar eine künftliche Dantonen-
macherei. Damit ist unter dem neuen Kurs, der jetzt ein-
geschlagen wird und zu dessen Durchführung Oberpräsident
v. Bülow berufen ist, gebrochen worden; ein neuer freiheit-
licher Zug soll an Stelle der als rückwärtig erkannten reinen
Polizeiherrschaft treten und damit ausgleichen und anmähern.
Das mag allerdings vielen wider den Strich gehen,
zumal solchen, die als Deutsche sich ebenso unver-
söhnlich gebären wie die Dänen jenseits der Grenze
und die alles Heil einer gedeihlichen Entwicklung nur
von diktatorischer unerbittlicher Strenge erwarten. Die
darf man aber in unserem Falle nicht ohne weiteres an-
wenden. An ein Aufgeben der nordschleswigen Gebiete
seitens Preußens ist selbstverständlich nicht zu denken, an ein
gänzlich Unterdrücken dänischer Bestrebungen daselbst vor-
überhand aber ebenso wenig. In Grenzgebieten, wo erst
seit verhältnismäßig kurzer Zeit erworbene Landesteile mit
verschiedenen Sprachen in Betracht kommen, wird es niemals
an beiderseitigen Heberlein fehlen; ihnen kann die Schärfe
nur genommen werden, wenn man solcher Eigentümlichkeit
gerecht zu werden, sie zu begreifen sucht, statt sie mit Gewalt-
maßnahmen unterdrücken zu wollen.

Wenn heute in der Dänenfrage auch die Polenfrage zum
Vergleich herangezogen wird, so ist das verfehlt. Es handelt
sich da doch um einen himmelsternen Unterschied, denn die
Polenfrage ist vor allem keine ausschließliche Grenzfrage,
sondern eine solche, die ganze Provinzen und mehr und
mehr das ganze preussische Staatsgebiet angeht. Durch sie
wird das gesamte Deutschland in einer viel tiefer gehenden
Weise in Mitleidenschaft gezogen als durch die ihr gegenüber
verhältnismäßig nur untergeordnete Dänenfrage.

Die kaiserliche Außenpolitik in Nordschleswig hatte wohl
einige Erfolge gezeitigt, aber es waren doch nur bescheidene
und mehr scheinbare — mehr Sand in die Augen! Sie
hat vor allem das preussische System in Mitleidenschaft
gebracht und Märtyrer des Dänenims geschaffen, für die sich in
dem Grenzgebiet unter den obwaltenden Umständen weit
leichter Sympathien fanden als für die deutschen Märtyrer,
die aus dem Zusammenfallen der Dänen und deren Unter-
stützung aus dem Nachbarreich entstanden. Gerade
durch die kaiserliche Politik wurden die Dänen mehr
zusammengekittet und damit die Luft, die sie von den
Deutschen trennte, vertriebt. Da aber Nordschleswig zu
Preußen gehört, ist es vor allem erforderlich, alle seine
Bewohner auch zu durchaus vollberechtigten, nicht unter
Ausnahmemassnahmen stehenden preussischen Untertanen zu
machen. Und dazu ist der neuerdings seitens der Regierung
eingeschlagene Weg jedenfalls dienlich. Daß viele Dänen
daraus bereits zu erkennen beginnen, läßt sich an deutlichen
daraus erkennen, wenn sie in zunehmender Zahl mit ihren
Aufnahmegesunden kommen. Das sieht nicht wie ein Ver-

langen nach der Rückgabe Nordschleswigs aus, das vor-
wiegend noch in den südöstlichen Köpfen jenseits der Grenze
spukt und das bei uns zu Lande nur durch agitatorische
Verheißung entfacht wird, die ihre Hauptnahrung aus der
bis herigen Polizeiwillkür zog. Und wenn die durch solche
Agitatoren früher außer Landes gebrachten Dänen jetzt
freiwillig zurückkehren, weil sie eben unter dem neuen Kurs
erpißlichere Verhältnisse erwarten, so darf man auch von
ihnen weiter erhoffen, daß sie schließlich in einem gemein-
samem Vaterlande mit den Deutschen zusammen leben und
arbeiten wollen.

Schwierigkeiten liegen freilich in der Sprachenfrage, sie
sind aber, da die Bevölkerung dieses Grenzgebietes ohnehin
vorwiegend bereits beider Sprachen, der deutschen und der
dänischen, kundig ist, bei gutem Willen nicht allzu schwer
zu beheben. Freilich bedarf es gegenüber den Forderungen,
die auf Hebung des dänischen Unterrichts in den Schulen
abzielen, großer Vorsicht und genauer Prüfung. Ein
größeres Entgegenkommen auf diesem heißen Gebiete würde
nicht allein zu der erhofften Besserung der Unterrichtsver-
hältnisse überhaupt, sondern zu einer neuen Stärkung dänischer
Sonderbestrebungen führen, die zu neuen Verwicklungen
und Unfriedensursachen Anlaß geben. Man sollte sich auch
in dieser Hinsicht das Kaiserwort gegenwärtig halten, das
vor zwei Jahren fiel: „Deutschum ist Kultur und Freiheit“
und sich außerdem nicht durch den Übermut der dänischen
Presse verblüffen lassen, die in dem allzu großen Entgegen-
kommen, wie es Oberpräsident v. Bülow in Habersleben
ausdrückte, bereits ein Zeichen deutlicher Schwäche zu er-
blicken glaubt. Mit dem Entgegenkommen den Dänen
gegenüber muß eine kräftige Unterstützung des Deutschums
in Nordschleswig unzertrennlich verknüpft bleiben. Es darf
vor allem nicht an geeigneten Abwehrmaßnahmen fehlen,
sobald es sich um dänische Eingriffe in deutschen Besitzland
handelt. Solche Eingriffe werden aber sehr leicht erfolgen,
falls das Entgegenkommen sich weiter auf der Bruderfuh-
linie bewegen sollte. Dann würde man allerdings
noch lange warten können, bis endlich der erhoffte Friede
in Nordschleswig anbricht. H.

Deutsches Reich.

Die Entwicklung des Reichsfinanzen.

Die Auffassung von Reichsfinanzen ist von der natürlichen
Fortentwicklung der Einnahmen des Reichs abhängig. Diese
Entwicklung ist, wie der in Wülffel bei Jümmelthal weilende Staats-
sekretär des Reichsfinanzamts Hr. v. Stengel einem Vertreter
der „Allg. Ztg.“ mitteilte, zurzeit günstig.

Der Raub und das Schell-Grabenmal.

Am 10. Juli richtete das
Komitee für Errichtung eines Grabdenkmals Schell an den
Staatssekretär Kardinal Merry del Val eine Postkarte deutsch
und lateinisch mit der Bitte, dem heiligen Vater davon Kenntnis
zu geben. Das Schreiben lautet:

Das unterzeichnete Komitee muß die Auffassung des Wiener
Professors Sommer, als ob die Errichtung eines Grabdenkmals
zu Ehren Schells eine Demonstration gegen den heiligen
Stuhl bedeute, als nicht zureichend erklären. Das Komitee
kann für sich und die Mitunterzeichner des Auftrags, der hier
beiliegend verbleibt, daß ihnen jede Demonstration gegen den
päpstlichen Stuhl absolut fern lag und fern liegt, da die
Unterzeichner des Auftrags in Befehnts und Leben durchaus
auf dem Boden der katolischen Kirche stehen. Es handelt sich
für die Unterzeichner des Auftrags lediglich um einen Akt
der Erinnerung an einen Mann, der viele der Unterzeichneten als ihren
Kollegen, Freund oder Lehrer verehrten, alle aber als eben
Heiligschreiner hoch halten. Nicht etwa deshalb ehren die

Heuiletan.

[Redaktion verboten.]

„Gefallene Sterne.“

Astronomische Blauderei von Felix Erber.

Vom Sternbilde des „Perseus“ her rüsten sich in den
ersten Tagen des August zahllose fahrende Gesellen zur
Reise in den Weltraum und zur Todesfahrt nach unserer
Erde. In wolkenlosen Nächten vom 8. bis 15. August
dürfen wir sie erwarten und werden Zeugen eines jener
prächtigsten kosmischen Schaupiele sein, welche uns die
Schönheit des Sternenhimmels so oft und in immer wieder
wechselnder Form vor das Auge führt.

Jene aufblühenden Weltenörter — die Sternschnuppen
— eilen aus einem fernen Jöden in die Arme der Erde
und taufende von ihnen vergehen in dieser Umarmung in
den oberen Schichten unserer Atmosphäre!

Zu allen Zeiten erregten diese, dem Verderben geweihten,
unhätigen Körper das lebhafteste Interesse der Menschen. Sie
brachten uns aber auch Kunde, daß der ganze Kosmos aus
einem Gas und aus demselben Stoffe bestehe. Zwischen
ihnen und den Planeten existiert eine verwandtschaftliche Be-
ziehung, und darum hat auch der Volksglaube, der in die
Gebiete der Natur nicht immer einzuvingen vermag, die
Sternschnuppen mit dem Bewande der Legende umgeben!

So erzählten die Bayern in Schwaben, daß der heilige
Laurentius am 10. August hitere Tränen weine, weil die
Welt gar zu verderbt sei, und daß man diese Tränen in
seiner Todesnacht, dem Laurentiusstage, am Himmel sehen
könne. Die guten Schwabender meinen damit die „Perleiden“,
die zu dem Tuffelstein Kometen von 1862 in engster Be-
ziehung stehen und zu jenen kometarischen Meteorströmen

gehören, welche nicht sporadisch, sondern regelmäßig periodisch,
höchstlich ihrer Wiederkehr, sind.

Verlängert man die Flugbahn der Meteore nach rückwärts,
so ergibt sich nämlich die Erscheinung, daß alle Meteore, wie
Strahlen, aus einem gemeinsamen Punkte — dem Nadianten —
kommen. Die Perleiden haben ihren Nadianten im Stern-
bilde des „Perseus“.

Sonderbar war es lange Zeit, daß die meisten Stern-
schnuppenfälle sich in den Morgenstunden ereigneten. Man
gab dafür die verschiedensten wissenschaftlichen Deutungen
und stimmt neuerdings fast allgemein der Ansicht Schlap-
rells bei, der meint, daß jene Erscheinung mit der Bewegung
der Erde um ihre Achse und um die Sonne zusammenhänge.
Er sagt nämlich, daß diejenige Hemisphäre stets den größten
Sternschnuppenregen empfangt, die in der Richtung der
dahinziehenden Erde liegt. Ist der Himmel nicht mit Wolken
bedeckt und achtet wir etwas scharf auf ihn, dann können
wir in jeder Nacht Sternschnuppen fallen sehen. Wie mancher
wünscht sich etwas Liebes, wenn er diese feurigen Raufeten
durch den Aether rasen sieht. Sie hat einmal behauptet,
daß Tag für Tag etwa 120 Millionen telegraphischer Meteore
die Luft durchziehen und Newcomb schätzt ihre jährliche
Anzahl auf über 140 Millionen. Das sind immense Summen!
Danken wir unserem Schöpfer, daß nur eine ganz winzige
Zahl von dieser Schar unsere Erde erreicht, denn diese
fürchterlichen Himmelsgeschosse würden entsetzliche Ver-
wüstungen auf unserem Erdballe anrichten. Um solche
Katastrophen aber zu verhüten, wurde unserem Planeten
der schüßende elastische Luftkissen gegeben, an welchem die
aus unangebratenen Kernen herabfallenden Weltsplitter ohn-
mächtig zerfallen!

Die Kenntnis der Kometen, Bolide oder Feuerkugeln
reicht bis hinauf zu den Tagen des messenischen Krieges,
also lange vor dem Herabruhen des „Reinernen Sternes“,

der zur Zeit der Geburt des Sokrates am Rheingusse fiel.
In den sehr sorgfältigen Aufzeichnungen der Chinesen ist
von Jahre 644 bis 333 vor Christi Geburt allein von
sechszehn solchen Fällen die Rede und in den Quellen des
Kongho soll einst ein dreizehn Meter hoher und sechs
Meter breiter Felsen vom Himmel gefallen sein. Der
„schwarze Stein“ in der Raaba zu Mekka — das
dem Ärzten Heiligste — ist nichts anderes als ein solcher
Kerolith!

Am 18. April des Jahres 1803 zog über Baije in Frank-
reich ein Gewitter an. Aus ihm entlief sich plötzlich ein
bestiger Meteorregen, der in einer Ausdehnung von elf
Kilometern im Umkreise den Boden mit Meteorsteinen be-
deckte. Die letzteren waren glühend heiß und einige von
ihnen wogen nebzehn Pfund. Am 10. Februar 1896 ging
über Madrid ein in hellblauer Lichte erstrahlendes Kerolith
nieder und gerippt mit solcher Kraft, daß Mauern von
dem Luftdruck barsten und tausende von Fensterweiben
zerplitterten. Im Jahre 1810 fiel in Granada ein Bolid,
der 750 Kilogramm wog und in Sibburg bei Frier hat
man Meteorsteine gefunden, die über 1600 Kilogramm
schwer waren. In Brasilien liegen Meteorsteine von 8000
Kilogramm Gewicht, und solche gewaltige Massen müssen
jeit wahrscheinlich auch an der Veränderung und Zerfäs-
tung der Mondoberfläche Anteil haben.

Sech, der berühmte römische Astronom, wenigstens hat
wiederholt in seinen Werken darauf hingewiesen, daß kleinere
Mondkrater durch den Aufsturz einer größeren Meteorsteine
vermuthlich entstanden sind. Er hat sogar die Astronomen
anderer Sternwarten aufgefordert, mit ihm den Mond auf
Sternschnuppenfälle hin zu beobachten. Auf dem Monde
sind solche Katastrophen nicht bloß möglich, sondern sogar
ziemlich sicher, denn dem Begleiter unserer Erde fehlt die
Atmosphäre, welche bei uns das Unheil abwendet. Der

